

Straße versperrte, das waren riesige Autocars, die dicht am Trottoir hielten und verlockende Plakate zeigten. Den ganzen Boulevard beherrschten diese riesigen Plakate. Sie versprachen einem für 60 Franken oder für 150 die Herrlichkeiten von Fontainebleau, Chantilly oder St. Germain, entweder nur in englischer Sprache, oder auch auf deutsch und spanisch. Manche waren ganz naiv abgefaßt, in der Absicht, die Fahrgäste darüber aufzuklären, daß Fontainebleau die Residenz Napoleons war und Versailles die der Königin Marie Antoinette. (Solche Belehrungen waren übrigens nicht ganz fehl am Platz bei den Krämern und Fleischern aus London oder den Angestellten der Schlachtviehhöfe von Chicago, die ein bedeutendes Kontingent der Kundschaft bildeten.) Von Zeit zu Zeit setzte sich ein Autocar, zum Krachen voll, in Bewegung, und fünf Minuten später sah man es wieder, vor der Oper stehend, wo der Führer in Dollars bekannt gab, was der Bau gekostet hatte.

Und die Fremden selber — welch ein Bild für den Photographen! Einerseits die nordischen Typen: groß, massiv, rotbackig, ihre Frauen ohne jeglichen Puder auf ihren brav glänzenden Gesichtern, mit großen Wanderschuhen und Röcken, die viel länger sind als die der Französin; dann die südlichen Typen: kleiner, dunkler, viel lauter in ihrer Sprache. Japaner, Mulatten gibt es und Neger. Man sieht Männer in Fes und Turban, majestätisch in Weiß — manchmal ein wenig schmuddelig — drapierte Marokkaner . . .

In Montparnasse ist man an dies exotische Treiben gewöhnt. Jahraus, jahrein, in der „Rotonde“, im „Dôme“, oder in der großen, kürzlich eröffneten Brasserie der „Coupole“ dreht man sich unwillkürlich um, wenn man mal ein französisches Wort hört, um zu sehen, wer da spricht. Also dieses Viertel wird durch die tote Saison in Paris nicht sehr verändert, bis auf den sympathischen Strandcharakter, den der Boulevard

Montparnasse annimmt, wenn sich die Bohème aller Länder, Männer und Frauen, dort ohne Hut auf den Bänken niederläßt. Am 14. Juli tanzt man hier sogar auf den Schienen der Trambahn, die, glaube ich, es darauf absieht, nicht zu oft vorbeizukommen, um die choreographischen Orgien nicht zu stören.

Die Theateranzeigen unterscheiden sich in trauriger Weise von dem winterlichen Paris. Nicht ein einziges interessantes Stück gibt es: nichts als große Revuen, wo nackte Frauen inmitten verbrauchter Dekorationen ausgestellt werden. Anscheinend interessieren sich wirklich die Pastoren von Nebraska und ihre Familien, die braven und athletischen Skandinavier, die man auf den Boulevards herumschlendern sieht, nur für solche Ausstellungen. Während so etwas die Fremden anziehen soll, stößt es die Pariser entschieden zurück.

Es gibt also zweierlei Paris, zwei sehr verschiedene Städte: das der Fremden, das besonders zur Sommerzeit blüht, und das Paris der Pariser, das eigentlich nur zwischen dem 1. November und dem 15. Juli existiert. Wo aber bekommt man das wirkliche Paris, das Paris der Pariser, zu sehen, wird man fragen. Ich muß da antworten: nur in den Familien; sonst nirgends, da überall sonst die Fremden hinkommen. Zwei Gelegenheiten allerdings gibt es auch in Paris, wo man niemals Fremde sieht: bei den Festen der kleinen Leute und bei denen der höchsten Aristokratie. Geht man einmal in die Vorstadttheater, wo „Die beiden Waisen“ gespielt werden oder „Die Bettlerin von St. Sulpice“, so wird man sicherlich nur kleine Midinetten antreffen, die sich die Tränen trocknen, wenn die verfolgte Unschuld soviel leiden muß, und auf der Galerie etwas verdächtige Gestalten, mit Mütze und Halstuch, die bei Auftreten des Verräters scharfe Pfiffe ausstoßen. Das sind häufig viel „authentischere“ Apachen als jene, die von Cook in den unterirdischen Gängen der Hallen für Geld gezeigt werden. Ein klein